

LILIANE WEISSBERG

DAS EIGENE UND DAS FREMDE

I. EINE AMERIKANISCHE LITERATUR

Im Jahre 1743 druckte Christoph Saur in Germantown, einem kleinen Ort ausserhalb der amerikanischen Kolonialstadt Philadelphia eine deutsche *Luther-Bibel* – das alte und das neue Testament. Die deutschen Lettern erhielt Saur aus Frankfurt am Main. Die erste Auflage dieser ersten europäischen Bibel, die in den neuen amerikanischen Kolonien gedruckt wurde, erhielt eine Auflage von 1200 Exemplaren. 1763 erschien eine zweite Auflage von 2000 Exemplaren, die eine weitere Neuheit aufwies, denn sie wurde auf nicht-importiertem, amerikanischem Papier gedruckt – in der nahen Rittenhouse Siedlung hatte sich eine Papiermühle etabliert. Eine dritte Auflage, die 1776 erschien, wurde bereits mittels in Amerika gegossener Typen gedruckt.

Damit gelang Christoph Saur (1693-1758) wie seinem Sohn Christoph (1721-1784) ein vielversprechender Anfang amerikanischer Verlagstätigkeit. Und sie begann in deutscher Sprache. Familiengeschichtlich setzte sich die Tradition der Saurischen Verlegerschaft bis heute in Deutschland fort, wo ein entfernter Nachfahre der amerikanischen Einwanderer den Verbund des K.G. Saur Verlags mit Imprints wie Walter de Gruyter oder Max Niemeyer leitet und damit auch den germanistischen Wissenschaftsbetrieb in beiden Ländern mitbestimmt. In Amerika war der frühe Bibel-Druck jedoch nicht nur Merkwürdigkeit, sondern auch Symptom für eine neue Bewegung. Denn im achtzehnten Jahrhundert veränderte sich das Bild der europäischen Einwanderer in die neuen Kolonien der Ostküste. Den Siedlern von den britischen Inseln folgten solche von dem europäischen Festland und nach 1710 gerade auch aus deutschen Ländern in großer Zahl. Diese Einwanderer siedelten sich in Neuengland und auch in Pennsylvanien an, wo deutschsprachige Einwanderer vor der Revolution etwa ein Drittel der Bevölkerung ausmachen sollten.

Der junge, geschäftstüchtige Buchdrucker und Erfinder Benjamin Franklin suchte einen Vorteil aus dieser Situation zu ziehen und gab 1732 die *Philadelphische Zeitung* heraus, die zwar in deutscher Sprache erschien,

allerdings nicht (wie noch die *Saur-Bibel*) in Fraktur gedruckt wurde. Dies war sicherlich ein wesentlicher Grund, weshalb sie von der deutschsprachigen Bevölkerung schlecht aufgenommen wurde – die Zeitung wurde nach kurzer Zeit eingestellt.

Franklin selbst war mit dieser Aufgabe wohl auch nicht ganz glücklich. Er sorgte sich über den großen Einfluss, den die Einwanderer aus deutschen Ländern auf eine Kultur ausüben wollten, die nach ihm als Englisch angesehen werden sollte und musste. So schrieb Franklin in einem Brief an den Engländer Peter Collinson vom 9. Mai 1753:

I am perfectly of your mind, that measures of great Temper are necessary with the Germans: and am not without Apprehensions, that thro' their indiscretion or Ours, or both, great disorders and inconveniences may one day arise among us; Those who come hither are generally of the most ignorant Stupid Sort of their own Nation, and as Ignorance is often attended with Credulity when Knavery would mislead it, and with Suspicion when Honesty would set it right; and as few of the English understand the German Language, and so cannot address them either from the Press or Pulpit, 'tis almost impossible to remove any prejudices they once entertain. [...] Not being used to Liberty, they know not how to make a modest use of it; and as Kolben says of the young Hottentots, that they are not esteemed men till they have shewn their manhood by beating their mothers, so these seem to think themselves not free, till they can feel their liberty in abusing and insulting their Teachers [...] Few of their children in the Country learn English; they import many Books from Germany; and of the six printing houses in the Province, two are entirely German, two half German half English, and but two entirely English; They have one German News-paper, and one half German. Advertisements intended to be general are now printed in Dutch and English; the Signs in our Streets have inscriptions in both languages, and in some places only German: They begin of late to make all their Bonds and other legal Writings in their own Language, which (though I think it ought not to be) are allowed good in our Courts, where the German Business so encreases that there is continual need of Interpreters; and I suppose in a few years they will be also necessary in the Assembly, to tell one half of our Legislators what the other half say; In short unless the stream of their importation could be turned from this to other colonies, as you very judiciously propose, they will soon so out number us, that all the advantages we have will not in My Opinion be able to preserve our language, and even our Government will become precarious.

Doch Franklin äussert nicht nur Befürchtungen, er weist auch auf eine Lösung:

Yet I am not for refusing entirely to admit them into our Colonies: all that seems to be necessary is, to distribute them more equally, mix them with the English, establish English Schools where they are now too thick settled, and take some care to prevent the practice lately fallen into by some of the Ship Owners, of sweeping the German Goals to make up the number of their Passengers. I say I am not against the Admission of Germans in general, for they have their Virtues, their industry and frugality is exemplary; They are excellent husbandmen and contribute greatly to the improvement of a Country.

Natürlich schrieb Franklin diesen Brief auf Englisch. Als Geschäftsmann druckte er zwar eine deutschsprachige Zeitung, aber er sprach kein Deutsch. Und in der neuen amerikanischen Republik, die Franklin mit und nach der Revolution zu prägen half, wurde zwar Deutsch gesprochen – und in einigen Landstrichen seiner ehemaligen Provinz gilt immer noch ein deutscher Dialekt, das Pennsylvania Dutch, als Umgangssprache. Das Englische dominierte aber als Sprache der öffentlichen Institutionen und des offiziellen Schriftverkehrs.

Am 20. März 1794 legte eine Gruppe deutschsprachiger Einwanderer aus August, Virginia, dem Kongress einen Vorschlag vor, die amerikanischen Gesetze auch in deutscher Sprache drucken zu lassen, damit sie für die große Anzahl deutscher Einwanderer verständlich seien (*American State Papers* ser. 10, v. 1:114). Am 13. Januar 1795 diskutierte der Kongress den Vorschlag, auch Deutsch als offizielle Sprache anzuerkennen. Der Vorschlag, dieser Sprache einen offiziellen Status zu garantieren, wurde abgelehnt, obwohl Gesetze zunächst weiterhin auch in Deutsch gedruckt wurden. Aber die Sprachendiskussion der 1750er Jahre, die Franklin befürchten ließ, dass sogar Deutsch zur Landessprache werden könne, fand in der neuen Republik bald ein Ende. Die Vertreter einer Einsprachigkeit, welche die englische Sprache förderten und damit sowohl mit Kommunikations-erleichterung argumentierten wie auch mit den kulturellen und linguistischen Vorteilen des Englischen, beherrschten die Politik der kommenden Jahre.

Die neue amerikanische Republik wurde ein Staat, der Englisch als Landessprache wählte. Das Deutsch vieler Einwohner Pennsylvaniens wurde ebenso marginalisiert wie das Schwedische oder Norwegische vieler Bewohner des Mittleren Westens, das Französische der Einwohner der neuerworbenen Kolonie Louisiana, das Spanische der Einwohner der neuen Staaten Kalifornien und Texas oder einfach die Sprachen der amerikanischen

Ureinwohner. Diesen wie auch den alten und neuen Einwandererfamilien wurde bedeutet, dass nur ein Englischsprachiges Schulsystem eine notwendige Sozialisierung versprechen konnte. Der amerikanische Traum des ökonomischen Erfolges wurde im Englischen und durch das Englische determiniert. Und dieses Englisch wurde ein Amerikanisch.

Erst in den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts, als Linguisten und Erziehungswissenschaftler begannen, sich um die Überlebenschancen von Sprachen wie Navajo oder Hopi zu sorgen, als zur Debatte stand, den englischen Dialekt einer schwarzen Minderheit als eigene Sprache, Ebonics, anzuerkennen, als Orte an der Westküste eine Mehrheit Spanisch sprechender Einwanderer aufwies, als die chinesischen Wohnviertel Nordkaliforniens dramatisch wuchsen – da flammte die Diskussion um eine mögliche »offizielle« Mehrsprachigkeit Amerikas, die auch in den Schulen garantiert werden sollte, wieder auf. Die deutsche Sprache war allerdings inzwischen längst von einer »eigenen« zu einer »fremden« Sprache mutiert und auch die frühe deutschsprachige Literatur in Amerika lebender Autoren in Vergessenheit geraten.

Es blieben vereinzelte akademische Projekte. Die Johns Hopkins University Press wollte zum Beispiel in den neunziger Jahren eine Buchreihe publizieren, die amerikanische Literatur in nicht-englischen Sprachen vorstellen sollte. Und es gibt den aktuellen Ehrgeiz vieler amerikanischer Anglistik- und Amerikanistik-Abteilungen, ihr Angebot auf eine mehrsprachige Literatur zu erweitern. Dies bedeutet aber auch mehr als nur die Berücksichtigung der Vereinigten Staaten als Einwanderland. Dass die Vereinigten Staaten eine Geschichte als Kolonialstaat besaßen und selbst Kolonialmacht wurden, trägt ebenso dazu bei. Eine Sprachenpolitik ist immer auch eine politische Machtfrage.

II. DIE FREMDSPRACHE DEUTSCH

Die USA sind ein Bundesstaat, aber Nordamerika ist ein Kontinent. Und dort, wo man weite Strecken reisen kann, sogar die Grenzen in ein benachbartes Land – Kanada – überschreiten, ohne die Sprache zu wechseln, ist es nicht immer leicht, für die Notwendigkeit des Fremdsprachenunterrichts zu argumentieren. Über Amerika hinaus ist Englisch zu einer Weltsprache geworden, die als Wissenschaftssprache eine neue lingua franca geworden ist. Vielleicht ist sie heute nicht mehr und nicht weniger als ein neues, säkularisiertes Latein.

Nahezu alle Schulen, Colleges, Universitäten bestehen in den Vereinigten Staaten auf ein Mindestmaß an Fremdsprachenunterricht. Aber dies

Mindestmaß ist gering. Darüberhinaus zeigt sich ein Paradox. Viele amerikanische Jugendliche sprechen zu Hause eine andere Sprache als Englisch, sie sind Kinder von Einwanderern oder selbst als Einwanderer ins Land gekommen. Sie bezeichnen ihre ethnische Herkunft stolz mit einem Bindestrich und verstehen sich als Asian-American oder Cuban-American, oder hinsichtlich älterer Einwandererwellen als Italian-American oder Greek-American. Nicht-englische Sprachen fallen damit für sie in zwei Kategorien: den eigentlichen Fremdsprachen und den »Heritage Languages«, das heißt den Sprachen, die man im Elternhaus hört oder sogar spricht, oft nicht richtig lesen und schreiben kann, und für die ein bisweilen nur begrenztes Vokabular zur Verfügung steht. Somit hat der Fremdsprachenunterricht in den Vereinigten Staaten seine eigenen Probleme. Fremdsprachen sind nicht einfach »fremd«. Fremdsprachen befinden sich in einem Kontinuum von Fremdheit und Vertrautheit. Die deutsche Sprache ist dabei für manche die Sprache der Vorfahren; oft ist sie zwar linguistisch fremd, soll aber als Instrument für die eigene Familiengeschichte nützlich gemacht werden.

Darüberhinaus ist das allgemeine Schulsystem hinsichtlich seiner Ansprüche nicht vereinheitlicht. Exzellenzschulen und -internate fordern ihre Studenten bereits in der High School mit universitären Ansprüchen, sie bilden bereits früh junge Linguisten oder Philologen aus. Andere Schulen unterstützen den Sprachunterricht kaum. Die Grenze zwischen diesen Optionen folgt oft, aber keineswegs immer, den Trennungslinien zwischen privaten und staatlichen Institutionen. Sie befinden sich auf einer ökonomisch geprägten Landkarte. Die Beiträge zum staatlichen Schulsystem sind an die Abgaben der Grundstückssteuer gebunden und damit können sich die Bewohner teurerer Wohngegenden oft bessere Schulen leisten – wenn sie ihre Kinder nicht ohnehin in Privatschulen schicken.

Die Förderung von Fremdsprachen ist darüberhinaus auch an die politischen Gegebenheiten gebunden. Russisch wird heute an High Schools und Universitäten kaum angeboten, die Geldmittel, die noch zur Zeit des Kalten Krieges zur Verfügung standen, bleiben aus. Im Augenblick ist das Interesse an Arabisch groß und viele Förderstipendien sind für das Studium dieser Sprache erhältlich. Das Fach der allgemeinen Linguistik wurde über Jahrzehnte durch Gelder des Verteidigungsministeriums unterstützt. Dies galt nicht nur für maschinelle Sprachübersetzungen und die Erforschung von Computersprachen, sondern auch für individuelle »natürliche« Sprachen wie Vietnamesisch. Viele universitäre Wirtschaftsabteilungen und -schulen fördern heute eher Chinesisch und setzen auf Zweiginstitute in China oder den Arabischen Emiraten. »Education« (Ausbildung wie Erziehung) soll als im- und exportierbar verstanden werden und ist mit den wirtschaftlichen Interessen des Staates wie der Universität verbunden.

Bei jenen Studenten, die zumindest kurzfristig eine andere Sprache als Englisch erlernen müssen, hat Deutsch heute eine schwierige Position. Zwar ist Deutschland eine prominente Wirtschaftsmacht und viele Amerikaner bewundern das, was allgemein als »deutsche Kultur« verstanden wird, oder auch das deutsche Universitätssystem – obwohl es in seiner aktuellen Form kaum bekannt ist. Deutsch wird darüberhinaus in großen Teilen Europas gesprochen, auch etwa in Österreich oder der Schweiz. Aber im Gegensatz zu Spanisch, der Sprache der südlichen Nachbarländer der USA, die auch bereits auf den Strassen von Los Angeles oder New York gesprochen wird, gilt Deutsch nicht nur als weniger relevant, sondern auch als schwer. Die Grammatik hat den Ruf kompliziert zu sein, die Wortbildungen unwegsam.

Zudem leidet die Germanistik an der Bürde der deutschen Geschichte. Während der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nahm Amerika viele – wenn auch nicht ausreichend viele – Flüchtlinge aus Deutschland oder den von Deutschland besetzten Gebieten auf, und nach dem Krieg wanderten viele jüdische Flüchtlinge nicht zuletzt über die DP Camps nach Amerika aus. Im Zuge dieser Emigrantenwelle erhielten auch die Schulen und Universitäten ehemals deutsches Lehrpersonal, und eine Institution, die New School in New York – heute New School University –, wurde fast völlig von diesen Emigranten geprägt. Emigrierte Wissenschaftler prägten schließlich auch das Bild der Germanistik, was nicht hieß, dass die Germanistik dadurch an Popularität gewann. Die Sprache und Kultur des Kriegsverlierers, der sich dazu noch Verbrechen zu schulden gemacht hatte, deren Ausmaß einfach unvergleichlich schien, hatte radikal an Attraktivität verloren und war für manche Studenten und Studentinnen sogar tabu. So konnte ein Student noch in den siebziger Jahren während seiner Doktorprüfung gefragt werden, warum er, als junger Jude, überhaupt daran dachte, Germanistik zu studieren (der Student promovierte über Kafka – und eigentlich in der Komparatistik). Eine neue Emigrantenwelle von Dozenten in den späten sechziger und siebziger Jahren, die nicht nur einem Stellen-Engpass an deutschen Universitäten entfliehen wollten sondern auch deren Liberalisierung, tat das ihre, um das Studienfach der Germanistik einer neuen Generation von jungen Amerikanern wenig attraktiv zu machen. Denn wenn man auch die Talare an den amerikanischen Universitäten noch nicht abgelegt hatte, sie hatten eine andere und weniger autoritäre Tradition.

So haben auch die Schwierigkeiten, die deutsche Literatur und Kultur Studenten attraktiv zu machen, eine längere Geschichte, welche den heute schwindenden Studentenzahlen und einer aktuellen internationalen Finanzkrise vorhergingen. Die Columbia University schloss ihr Doktoratspro-

gramm der Germanistik in den siebziger Jahren, nur um es einige Jahre später wieder aufzunehmen; Bryn Mawr College hatte ihr germanistisches Angebot für einige Jahre eingestellt und später mit dem benachbarten Haverford College zusammengelegt. Und der Aufbau des Studienfaches musste neben diesen individuellen Problemen eine Entwicklung mit anderen Sprachabteilungen teilen: die schnell wachsende Popularität einer bestimmten Fremdsprache, des Spanischen, dessen Erlernen von vielen Studenten und Studentinnen als »leicht« angesehen wird und sich inzwischen auch zu mehr als eine Fremdsprache entwickelte – nämlich zu der zweiten Sprache der USA. Und es gibt ein anderes Phänomen. An manchen Universitäten konkurrieren weder Deutsch noch Französisch mit dem Spanischunterricht, sondern eine Sprache besonderer Art: die Zeichensprache und das Taubstummalphabet, mit dessen Erlernen an manchen Institutionen ein Student der Fremdsprachen-Forderung genügen kann.

III. GERMAN LANGUAGE, GERMAN LITERATURE UND GERMAN STUDIES

Die Germanistik-Abteilungen in den Vereinigten Staaten sind nicht nur Sprachschmieden, sondern sie vermitteln auch deutschsprachige Literatur und Kultur. Dieser Spagat zwischen Sprachunterricht und anderen Lehrveranstaltungen unterscheidet die amerikanische Germanistik von der deutschen (sieht man dort von den vereinzelt Veranstaltungen »Deutsch als Fremdsprache« ab). Nicht jede Abteilung in Amerika lässt sich auf diesen Spagat ein. Manche Colleges konzentrieren sich mangels ausreichender Studentenzahlen und ausreichendem Lehrpersonal auf den Sprachunterricht, andere lassen ihn ganz fallen und lehren deutsche Literatur in Übersetzung. Hierin gelten vor allem die »Classics«-Abteilungen als Beispiel, denn viele bieten nicht nur Latein und Griechisch an, sondern auch B.A. Programme, die zwar zum Studium römischer Geschichte, Mythologie oder griechischer Architektur verpflichten, nicht aber zum Sprachunterricht. Die Popularität der Classics-Abteilungen in den Staaten liegt viel höher als die der Latinistik- oder Gräzistik-Studiengänge in Deutschland.

Hinsichtlich des Doktoratstudiums sieht es allerdings in der Germanistik dann wieder anders aus. Hier müssen die Studenten bereits vor Studienbeginn über ausgezeichnete Deutschkenntnisse verfügen, um die straffen Programme meistern zu können. Ein solches Graduiertenstudium ist darüberhinaus weder für zukünftige Journalisten noch für High School Lehrer gedacht, sondern für diejenigen, die wiederum an einer Universität

lehren und forschen wollen. Es sind, wenn man so will, elitäre Kaderschmieden, in denen eine Generation von Universitätsprofessoren die nächste ausbilden will. Der Erfolg der neuen Professoren übersetzt sich in die Reputation der älteren.

Die College-Germanistik und die Doktoratsprogramme sind dabei voneinander abhängig. Viele Doktoranden erhalten ihre ersten Lehraufträge im College-Programm ihrer Institution. Gleichzeitig sind beide aber auch strukturell grundverschieden. Studenten werden in ein College aufgenommen und bewerben sich nicht für ein bestimmtes Studienfach; sie entscheiden sich erst nach ein oder zwei Jahren hinsichtlich ihrer »Konzentration«. An den jeweiligen Institutionen steht die Germanistik daher mit anderen Disziplinen im Wettbewerb. So müssen Professoren mit Plakaten für bestimmte Lehrveranstaltungen werben und versuchen ihre Attraktivität oft durch Medienangebote, Ausflüge und vieles mehr zu erhöhen. Die Administration prüft schließlich die Einschreibequoten von Vorlesungen und Seminaren, und selbst jene Institutionen, die mit einer besonders vorteilhaften Ratio von Fakultät und Studenten nach außen hin werben, bestehen auf hohe Einschreibequoten. Diese bestimmen die finanzielle Situation der Abteilung und ihre Fakultätsstärke. Unpopuläre Abteilungen können sich schlecht vergrößern.

Im Unterschied zu den Undergraduates zahlen Doktoranden wiederum selten für ihr Studium, sie erhalten mit ihrem Aufnahmeangebot Stipendien – entweder von der Universität selbst oder von außeruniversitären Einrichtungen. Durch diese Finanzierung soll und muss die Zahl der Doktoranden sehr begrenzt sein und sie wird in den letzten Jahren an fast allen Universitäten noch kleiner gehalten. Hinsichtlich der Aufnahmequoten wird auch die zukünftige Stellenplatzierung der Absolventen in die Überlegung miteinbezogen. Eine gute Platzierungsrate ist für den Ruf der Dozenten und Universitäten wichtig, die sich für die Berufschancen ihrer Studenten und Studentinnen verantwortlich fühlen. Aber eine kleine Zahl von Doktoranden resultiert wiederum in kleinen Seminaren, die bisweilen zu Tutorien werden können. Viele Abteilungen bieten daher ein Studienprogramm, das aus deutschsprachigen Seminaren sowie solchen, die in englischer Sprache geführt werden, besteht, damit auch Studierende anderer Abteilungen – etwa Studierende der Komparatistik, Geschichte oder Philosophie – teilnehmen können.

Die besondere Situation sowohl auf der College-Ebene, bei der möglichst viele Studenten und Studentinnen angesprochen werden sollen, und auf der Ebene der Graduate Schools, wo auch um Studierende aus anderen Abteilungen geworben wird, hat das Fach der Germanistik gewandelt. Denn mehr noch als die Entwicklung der »Cultural Studies« in Groß-

britannien trug die besondere institutionelle Lage in Amerika dazu bei, die Germanistik von einem Studium der Sprache und Literatur in eine Disziplin der »German Studies« zu verwandeln. Abteilungen, die sich »Department of Germanics« oder »German« nennen wie auch solche, die sich ganz offiziell in »German Studies«-Abteilungen umbenannt haben, bieten heute Lehrveranstaltungen an, die weit über den traditionellen Sprach- und Literaturunterricht hinausgehen. Film-, Kunst-, Musik-, Geschichts- oder Politikwissenschaft sind nun auch dort zu finden, sofern sie deutsche Belange berühren. Dabei werden nicht nur zusätzliche, separate Veranstaltungen angeboten, Fragen dieser ehemals »anderen« Disziplinen werden auch in individuellen Vorlesungen wie etwa zur »Weimarer Republik« oder zur »Moderne« integriert. Dass sich die Komparatistik- und Anglistik-Abteilungen in den achtziger und neunziger Jahren oft auf Theorie- und »Cultural Studies«-Debatten einließ, half dieser neuen Germanistik, sich einen theoretischen Boden zu schaffen. So löste sich die amerikanische Germanistik zunehmend von der deutschen ab. Deutsch war zwar immer noch Fremdsprache, aber die Germanistik wurden »eigen«: Sie fand an ihrer eigenen Universität Anschluss und oft neue und bisweilen überraschende Verbindungen. Als Programm war sie nun nicht nur »arm und sexy«, sondern auch klein und flexibel. Amerikanische Germanisten konnten Theorierichtungen wie den »New Historicism« oder Poststrukturalismus, den Postkolonialismus oder die Geschichte des Buches schneller folgen und überprüfen als ihre deutschen Kollegen. Sie verbanden sich nun enger mit ihren Kollegen in den Jüdischen Studien. Sie konnten etwas Eigenes schaffen und Trendsetter zugleich sein.

IV. ZUKUNFTSPLÄNE

Die Germanistik in den Vereinigten Staaten steht heute vor einem Paradox. Gerade in einer Zeit, in der sie ihre disziplinäre Eigenständigkeit und Besonderheit beweisen und selbst manche Abteilung in Deutschland zum disziplinären Ausland erklären könnte, sind die Studentenzahlen weiterhin präkär und die Anzahl neuer Stellenausschreibungen gering. Wie kann man die Zukunft dieses Faches planen?

Ich wohne im ehemaligen Germantown, nun ein Stadtteil von Philadelphia, und lehre an der University of Pennsylvania, einer von Benjamin Franklin gegründeten Universität. Nicht weit von dieser Universität entfernt befindet sich die German Society, ein Verein deutscher Immigranten, der über eine einzigartige Bibliothek verfügt; sie enthält neben den *Saur-Bibeln* auch deutsche Populärliteratur, die entweder in den Vereinigten

Staaten verfasst wurde oder von deutschen Emigranten des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts nach Amerika gebracht wurde. Viele der Titel sind in Deutschland selbst nicht mehr erhältlich. An der University of Pennsylvania aber versuchen wir, eine neue und etwas andere deutsch-amerikanische Geschichte und Beziehung zu schreiben und zu vermitteln, die nicht nur über eine Emigrantentradition gegeben ist.

Auch unser Undergraduate-Programm bietet Seminare in deutscher Sprache zu Goethe oder dem deutschen Barock an, sowie Vorlesungen in englischer Sprache zur Geschichte und Kultur Berlins oder der Faust-Tradition in Literatur und Film. Es gibt Vorlesungen zur deutschen Literatur und Kultur vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Gleichzeitig bieten wir aber Vorlesungen zu Nietzsche an (dessen Schriften in der vor allem »analytisch« orientierten Philosophie-Abteilung kaum behandelt werden) oder zu Marx (der in den Seminaren der Wirtschaftsfakultät kaum erwähnt wird). Eine Vorlesung zu »Freud: Die Erfindung der Psychoanalyse« wird nicht bei den Psychologen angeboten (diese beschränken sich vor allem auf die experimentelle Psychologie), sondern in unserer Abteilung. Unser Angebot versucht damit, den Begriff der Interdisziplinarität neu und weiter zu fassen. Einige Vorlesungen oder Seminare werden auch zusammen mit Vertretern anderer Abteilungen angeboten und im Verbund mit anderen Fächern angekündigt.

Das Neue hier ist die Entwicklung einer Germanistik als Grundlagenwissenschaft für viele andere Disziplinen. Marx, Hegel, Nietzsche, Freud: Dies sind nur einige der Autoren, deren Texte wir auch den Vertretern anderer Disziplinen vorstellen und als unentbehrlich für ihre – nicht nur für unsere – Disziplin verstehen wollen. Die Germanistik ist hierbei nun eigenständiges Fach wie »Service«-Disziplin und vor allem ein Theorie-Inkubator. Diese Rolle hatte zuvor die Komparatistik in den Vereinigten Staaten eingenommen. Damit stehen wir an der University of Pennsylvania nicht alleine. Ähnliches wurde und wird ebenfalls an anderen Universitäten versucht: der Northwestern University, der New York University oder Johns Hopkins University. Im Gegensatz zu diesen Abteilungen sind wir jedoch nicht bereit, auch die etwas traditioneller erscheinende literaturhistorische Breite unseres Angebots aufzugeben. Denn wie immer besteht hinsichtlich unseres Versuchs die Hoffnung, dass damit etwas Anderes entstehen mag – keine marginale Auslandsgermanistik, sondern eine neue Mitte. Und gerade in diesem wiederholten Sichneuerfinden hat die Germanistik hier ein neues Zuhause gefunden – und ist amerikanisch geworden.